



Von Juliette Schlebusch / Vernetzungs- und Bildungsarbeit an der Pazifikküste Kolumbiens / Ein Personaleinsatz der Bethlehem Mission Immensee



„Einer Sache, die mir sehr wichtig erscheint, sind wir uns, glaube ich, immer noch nicht bewusst. Dass die Natur und die Menschenrechte zwei Namen der gleichen Würde sind. Seit mehr als fünf Jahrhunderten schenken wir unsere Bodenschätze her. Im Austausch gegen nichts vergeben wir Lizenzen auf sie, und sie verschwinden anschließend einfach. Sie verschwinden ohne ein „Auf Wiedersehen“ oder geschweige denn „Danke“, unermessliche Löcher auf ihren Rücken, tausende Tote in Stollen und Pflanzungen hinterlassend. Gespenster, leere Paläste.“ Eduardo Galeano, 2013¹

Kontaktadresse

Juliette Schlebusch, Cra. 46 # 3A - 164, Barrio El Lido, Cali, Valle del Cauca, Kolumbien,
Mobil: 0057-310-705-4007

Wer meine Rundbriefe neu/nicht mehr erhalten möchte, melde sich bitte bei: j.schle@gmx.de.



Liebe Freunde,

bevor sich dieses Jahr seinem Ende entgegen neigt, will ich mich noch schnell in die Reihe der Grüßen einreihen und vor allem Dank sagen für Eure Rückmeldungen auf meinen letzten Brief. Es ist ein schönes Gefühl zu wissen, dass er gelesen wurde und für mich auch wichtig, denn es gibt mir Rückhalt und motiviert mich insbesondere dann, wenn die Dinge hier nicht so rund laufen, sprich Einsamkeit sich hie und da bemerkbar macht oder meine größte Kritikerin - ich selbst - sich wiederholt zu Wort meldet. Erfrischend also, in solchen Momenten Eure engagierten Theorien z.B. zur Musikbeschallung der Nachbarschaft durch überdimensionale, auf die Straße gerichteten Lautsprecher zu lesen - Kajo, Du bist der Erste, der es erfährt, sollte ich in dieser Sache zu weiteren Erkenntnissen kommen oder sich eine Deiner Vermutungen bestätigen.

Die letzten Monate waren intensiv und weiterhin von Achterbahnfahrten in der Coordinación Regional geprägt. Insbesondere die Arbeitsabläufe in einem Team, in dem 50% des Personals nun mehr oder weniger neu sind, verlangen nach Neustrukturierung. Irgendwie auch klar, dass sich erst eine gemeinsame Routine institutionalisieren muss. Zudem fiel unser Koordinator nur wenige Zeit nach seinem Amtsantritt am helllichten Tag, an der Fußgängerampel wartend einem bewaffneten Raubüberfall zum Opfer, als er gerade die Bank verließ. Glücklicherweise kam er physisch nicht zu Schaden. Aber offensichtlich kannten die Täter sowohl die Summe der zu erwartenden Beute als auch den Aufbewahrungsort, was die Bank in kein gutes Licht rückt. Wie dem auch sei, was wir vermuten, ist nicht wirklich von Belang, denn Antworten sind nicht zu erwarten. Der Vorfall hat uns als Team jedenfalls ganz schön traumatisiert, mehr natürlich noch den Koordinator selbst, der danach verständlicherweise erst einmal alleine nicht mehr auf die Straße gehen konnte und in der Folge Cali als den zukünftigen Aufenthaltsort für sich und seine vierköpfige Familie in Frage stellte. Wir konnten ihn davon überzeugen, dies weniger als eine Frage der richtigen oder falschen Stadt zu sehen, und so haben wir uns alle wieder fangen können.

Das Schöne an einer Achterbahnfahrt ist ja, dass es irgendwann wieder nach oben geht. Erfreulicherweise hatte ich während der letzten Talfahrten gerade sechs Wochen Besuch von Christoph aus Deutschland, der mir die Hand halten konnte, meiner Wohnung einen gründlichen Gesamtanstrich verpasste, Bilder aufhing und mit dem Ehrgeiz eines Crocodile Dundee auf tägliche Ameisenjagd mit dem Staubsauger ging. Das alles war eine willkommene Unterstützung in meinem Alltag und hat den Talfahrten letztlich ihre Bedrohlichkeit genommen. Und auch, so muss man sagen, war der Raubüberfall natürlich bedauerlich, aber es hat uns alle aufgerüttelt und dazu geführt, dass wir als Team ernsthafte Neustrukturierungen angestossen haben, vor allem, was die Sicherheit angeht. In einer sechsstündigen Sitzung, die kurz vor Weihnachten mit den politischen Beratern des Projektes stattfand, zu denen auch der Bischof von Tumaco gehört, haben wir uns neu sortiert und unserer Arbeitsroutine einen neuen Ablauf gegeben. Somit bin ich fest davon überzeugt, 2014 werden wir als Team gesundet und stark aus der Asche aufsteigen! So! Oder so.



In der Ferne waschen Frauen ihre Wäsche im Fluss San Pablo, Istmina

¹ Aus dem Spanischen übersetzt auf Grundlage der Transkription von Mirjam Lang, siehe 2013 ¿Por qué buscar alternativas? A manera de introducción. In: Carmen Ortiz y Sandra Ojeda (Hrsg.), Alternativas al capitalismo/colonialismo del siglo XXI, Grupo Permanente de Trabajo sobre Alternativas al Desarrollo, Fundación Rosa Luxemburg

Wahrlich kein Traum

Jedenfalls wartet 2014 ein Haufen Arbeit auf uns und der braucht ein dynamisches Team mit Ortskenntnis. So war ich vor zwei Wochen zum ersten Mal in Istmina und dieser Besuch hat bei mir wenig weihnachtliche Gefühle hervorgebracht, eher Niedergeschlagenheit. Istmina, eine Stadt mit ca. 14.000 Einwohnern liegt 72 km südlich von Quibdó im Departament Chocó. Antonio, einer der politischen Berater, der auf Projektebene mit uns zusammenarbeitet und schon über zwanzig Jahre in der Region tätig ist, hatte mich eingeladen, ihn dorthin zu begleiten, um mich bei unseren Projektpartnern in der Diözese Istmina vorzustellen und mehr noch die Region kennenzulernen. Wir treffen uns mit leichtem Gepäck in Quibdó, wo es erst einmal auf zwei Motorradtaxi durch erschreckend tiefe Schlaglöcher und den Schlamm Quibdós zum zwanzig Minuten außerhalb gelegenen Busbahnhof geht. Der Fahrer meines Taxis versichert mir beim Aufsteigen, ein ganz hervorragender Motorradfahrer zu sein, ich bräuchte also überhaupt keine Angst zu haben, denn er sei absolut vertrauenswürdig („de confianza“). Aha. Na dann. Und wirklich, er

bringt mich in moderatem Tempo und immer in Antonios Sichtweite zum Busbahnhof. Später erfahre ich, dass Antonio ihn vorher minutenlang beschworen hat, sich unter keinen Umständen außer Sichtweite seines eigenen Mototaxis zu begeben. Verstehe.

Am Busbahnhof angekommen, wechseln wir in einen Sprinter und los geht die Fahrt mit acht anderen Fahrgästen nach Istmina. Der Fahrer tritt das Gaspedal und gleich nach fünf Minuten wird mir schlecht, da liegen allerdings noch gut 175 Minuten Fahrt vor uns, die ich mit einer Plastiktüte vorm Gesicht verbringe, während mein Begleiter auf mich einredet und mich abzulenken versucht. Anfangs ist die Straße noch geteert und in offensichtlich hervorragendem Zustand, was von Antonio folgendermaßen kommentiert wird: „Hier haben die Politiker nach langen Diskussionen und Protesten der Bevölkerung endlich mal die Straße erneuert.“ Als dann nach gut einer Stunde die Straße plötzlich aufhört, der Fahrer das Tempo durch die Schlaglöcher aber beibehält, donnern alle Passagiere mit ihren Köpfen ans Autodach. Antonio, wieder auf seinem Sessel: „Diesen Teil der Straße haben



Straßenbild Istmina, An- und Verkauf

sie sich in die Tasche gesteckt.“ Wir werden durchgeschüttelt. „Das ist übrigens hier alles ELN-Gebiet, hoffentlich kommen wir bald an, ich habe keine Lust in der Dunkelheit und in Begleitung einer Deutschen angehalten zu werden.“ Und ich habe eigentlich keine Lust, diese Deutsche zu sein, doch in diesem Moment ist es mir schon fast egal, denn die Fahrt an sich ist gerade schlimmer. Entgegen der Nervosität, die man jetzt vielleicht in diesen Kommentar hineininterpretieren könnte, macht er sich erst einmal ganz entspannt ein Bier auf. Nach mehr oder weniger vierzig Minuten Zuckelei, in denen ich abwechselnd meinen Kopf und die Tüte festhalte, ist die Straße plötzlich wieder da. Kurz frage ich mich, warum man sich ausgerechnet den Mittelteil einer Straße in die Tasche steckt. Ach, egal. Die Fahrt geht jedenfalls weiter und die Straße verschwindet erst wieder zwanzig Minuten vor Istmina. Ich überlebe! Allerdings befällt mich in Istmina bereits beim Aussteigen ein Gefühl der Beklemmung. Zuerst mache ich die Nachwirkungen der Busfahrt verantwortlich, aber es stellt sich heraus, dieses Gefühl werde ich zwei Tage lang nicht mehr los.

Wir steigen in einem kleinen Hotel ab. Es ist einfach, aber in direktem Vergleich mit dem baulichen Rest der Straße ordentlich in Schuss. Obwohl ich keine Frage gestellt habe, bekomme ich eine Antwort: „Die Hotels in Istmina gehören alle irgendwelchen Drogenbossen. Es gibt nichts anderes, bleiben wir also hier.“ An der Rezeption fragt man mich, ob ich ein Zimmer mit Klimaanlage oder mit Ventilator möchte. Ich nehme den Ventilator, später am Abend stellt sich allerdings heraus, jeden Abend zwischen 21 und 23 Uhr verschwindet der Strom, somit ist auch ein Zimmer mit Ventilator hinfällig. Keiner weiß so recht, was genau der Grund für das Verschwinden der Elektrizität ist, die einen machen einen Anschlag der Guerilla dafür verantwortlich, andere einen Streit zwischen den Energieversorgern. Jedenfalls stehen ganz offensichtlich nicht die Bedürfnisse der Zivilbevölkerung im Vordergrund. Den Rest des Abends verbringen wir in der Dunkelheit sitzend, den Blick auf die Straße gerichtet, die lediglich vom Autoverkehr und den zahlreichen Motorrädern erhellt wird. Die Stadt liegt komplett im Dunkeln. Das Licht kommt noch einmal kurz für fünf Minuten zurück, dann gibt auch der



Der Fluss San Juan, graues Quecksilberwasser

Generator im Keller den Geist auf. „Das ist Istmina. Das ist Kolumbiens Pazifik. Morgen machen wir einen Spaziergang, Istmina ist groß.“ In diesem Moment klingt es wie eine Drohung. Bevor er sich auf sein Zimmer begibt, vergewissert sich Antonio, ob meine Zimmertüre richtig schließt.

Am Morgen beginnen wir unseren Rundgang gegenüber des Hotels hinter der Markthalle, wo die Menschen geschäftig ihre Stände aufbauen. Eine Treppe führt aus der Markthalle heraus über einen Berg von Müll zum Ufer des Flusses San Juan herunter. Alle Beklemmung der letzten Nacht sammelt sich mit einem Mal in einem dicken Knoten in meinem Hals. Das Wasser ist nicht braun oder einfach nur trüb, das Wasser ist grau - Quecksilber. Das Ufer, an dem wir stehen und auf das Wasser schauen, ist ebenfalls grau. Grauer Sand, darauf Abfälle, die die Marktverkäufer über uns aus den Fenstern werfen: Gemüse- und Obstabfälle, Knochenreste, große Plastikflaschen, kleine Plastikflaschen, Plastikteller, Plastikbesteck, Plastikbecher, Plastiktöpfe, jede nur erdenkliche Art von Plastiktüten, ein Tierschädel, Schuhe, ein Eimer, ein Kanister, eine Angelschnur usw... Dieser Fluss ist tot. Vereinzelt sieht man Geier, die sich über die Abfälle hermachen, dazwischen spielt eine Gruppe von Kindern zwischen vier und acht Jahren alt, barfuss, mit irgendwelchen Fundstücken. Sie werfen Steine und Gegenstände ins tote Wasser, es spritzt. Es gibt wohl kaum einen Ort, der zum Spielen ungeeigneter wäre. Zum ersten Mal wird mir so richtig klar, was es bedeutet, ein „Recht auf einen Lebensstandard [zu haben], der seine und seiner

Familie Gesundheit und Wohl gewährleistet, einschließlich Nahrung, Kleidung, Wohnung [...]“. Artikel 25 der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte geht an dieser Stelle noch weiter, doch der zweite Teil erscheint mir schon fast lächerlich trivial angesichts der offensichtlichen Missachtung des ersten Teils. Hier geht es nicht um Genfood ja oder nein, nicht um Bio echt oder falsch, und ich glaube, außer mich interessiert es auch niemanden, ob die Hühner glücklich waren, die Fische sind es ganz sicher nicht. Angesichts eines quecksilberverseuchten Flusses in einer Region, in der die Mehrheit der Bevölkerung von der Fischerei lebt(e), geht es ums blanke Überleben. Und

eine Wirtschaft, die den Abbau von Ressourcen (in diesem Falle Gold) unter diesen Bedingungen fördert oder zumindestens toleriert (hallo Deutschland) ist für mich gewalttätig und missachtet Menschenrechte, weil sie der Bevölkerung im wahrsten Sinne des Wortes den Boden unter den Füßen wegzieht.

Die Kinder kommen auf mich zu, als sie sehen, dass ich Fotos mache. Sie möchten gerne fotografiert werden und werfen sich in Pose: Vor dem Müll, neben dem Wasser, gemeinsam, alleine, mit Sonnenbrille.. jetzt nur die Schwestern.

Wir ziehen weiter mit dicken Klößen im Hals und grauen Füßen. Der Spaziergang ist noch nicht zu



Quecksilberstillleben



Im Müll am Ufer des San Juan vergnügen sich Geier...

Ende, fast wünschte ich es. Die hektische, verkehrsdichte Hauptstraße zieht uns zum Fluss San Pablo, in den weiter unten der Quecksilberfluss mündet. Wir stehen auf der Brücke, die den alten Teil Istmias mit einem neueren verbindet und schauen aufs Wasser, das sogar noch als solches zu erkennen ist. In der Ferne sieht man einen kleinen Strand mit Frauen, die ihre Wäsche im Flusswasser waschen. Wir überqueren die Brücke und laufen die Straße entlang. Irgendwann kommen wir zum Park *Divino Niño*, der eigentlich nur aus einem verlassenen Fussballfeld besteht. Wir setzen uns einen Moment. Auf dem Weg hierher haben wir kaum geredet. Jetzt zündet Antonio sich eine Zigarette an und deutet auf die Straße. Er erzählt von einem Camp der Paramilitärs keine Stunde von hier. Sie kommen in regelmäßigen Abständen in die Stadt, wenn sie Kanonenfutter oder Frauen brauchen. Dann suchen sie sich Jugendliche aus, manchmal auch Kinder, versprechen ihnen Geld, schöne Kleider, eine Geburtstagsfeier oder einfach nur eine Zukunft, die eine andere ist als die, die sie hier erwartet. Diejenigen, die mitgehen, kommen meist nicht zu ihren Familien zurück. Sie werden vergewaltigt, sterben im Kampf oder auf andere Weise. Die Familien haben eine Ahnung, was passiert sein könnte, wenn ihre Söhne und Töchter irgendwann einfach verschwinden, doch meistens verzichten sie auf die Suche, aus Angst, damit die Aufmerksamkeit der Paramilitärs auf sich zu ziehen, vertrieben oder getötet werden zu können.

Später am Nachmittag treffen wir uns in der Diözese mit der Gruppe, die Teil unseres Observatoriums ist. Die „Gruppe“ besteht bisher aus zwei Personen, doch sie wollen insgesamt wachsen und stärker werden und innerhalb der Diözese zu einer deutlichen Stimme für die Zivilbevölkerung werden. Allerdings, wo anfangen angesichts all der Probleme und der menschenverachtenden Umstände in Istmia? Und wem vertrauen? Wie können die umliegenden Dorfgemeinschaften mit einbezogen werden? Wie kann die Aufhebung der Stigmatisierung einzelner Viertel in Istmia als beispielsweise „Paramilitär-Viertel“ gelingen? Wie und wann durchbrechen Opfer von Gewalt ihr Schweigen und ihre Angst, und wie, wenn überhaupt, können sie entschädigt werden? Und die



... und Kinder posen fürs Foto

Frage, die ich mir insgeheim stelle: Wie bleiben zwei Menschen auf so einem wichtigen Posten am Ball angesichts von so viel Ungerechtigkeit, wenn sie doch relativ losgelöst vom Pastoralamt agieren? An diesem Nachmittag finden wir auf keine dieser Fragen eine Antwort. Aber wir werden gemeinsam einen Arbeitsplan für 2014 erarbeiten, dessen wichtigste Bestandteile das Wachsen dieser Gruppe und der stärkere Rückhalt des Pastoralamts sein werden, denn davon hängen alle anderen Fragen ab. Als ich mich verabschiede und wir die Stufen zur Straße heruntergehen, ruft Alejandra mir nach: „Juliette, vergiss uns hier nicht!“ Kein Wunder, dass der Kloß im Hals bleibt.

Abends essen wir in einem kleinen Imbiss. Ich habe Hunger, denn es ist die erste Malzeit für heute. Es gibt aber nur Fleisch oder Fisch und beides ruft unappetitliche Bilder hervor - Quecksilber, Quecksilber, Quecksilber. Ich bestelle Reis ohne alles, aber der

Mann, der meine Bestellung entgegen nimmt, lässt mich wissen, es gäbe nur Reis mit Fleisch oder Reis mit Fisch, aber Reis so ohne alles, gäbe es nicht. „Jetzt nimm den Fisch, Du glaubst doch nicht, dass in diesen Flüssen noch Fische schwimmen. Sie holen ihre Fische von woanders her.“, beschwört mich Antontio. Ich esse also Fisch und denke: Und wenn „woanders“ nicht besser ist? Später stehen wir wieder auf der Brücke, die Alt-Istmina über den Fluss San Pablo mit Neu-Istmina verbindet. Wir schauen aufs Wasser, wo in der Dunkelheit Motorboote beladen werden. Die Boote schießen in der Nacht über den Fluss davon. Es dauert eine Weile, bis ich in meiner Naivität begreife, dass Antonio nicht die fehlende Bootsbeleuchtung meint, als er sagt: „Das ist illegal.“ Auf dieser Brücke kann jeder stehen bleiben, aufs Wasser schauen und zusehen, wie der Drogenschmuggel abläuft.

Dieses Jahr war Brasilien Gastland der Frankfurter Buchmesse. Dazu hat das ZEITmagazin im September die brasilianische Schriftstellerin Andréa del Fuego vorgestellt. In einem Abschnitt zitiert der Autor Jens Jessen die Schriftstellerin folgendermaßen: „Brasilien ist ein Land der Gewalt [...] Es gibt keine Polizei, an die wir uns wenden könnten, es gibt keinen Staat, der den Bürger schützt, wir sind vollkommen ungeschützt.“ An dieses Zitat muss ich seit meiner Rückkehr nach Cali oft denken; eine Kolumbianerin hätte es nicht besser sagen können.

Es trifft wahrscheinlich auf die meisten lateinamerikanischen Länder zu. Doch die Schwere dessen, was es tatsächlich bedeutet, ungeschützt zu sein, habe ich in Istmina deutlich gespürt.

In Cali stehe ich noch eine Weile unter dem Eindruck der Reise. Trotzdem, hier in der Anonymität der Stadt kann ich mir einbilden, weit weg von der Pazifikküste und ihren Problemen zu sein. Der Kloß im Hals verschwindet allmählich... Bis mir das Hotel-Handtuch wieder einfällt. Blütenweiß ist dieses Handtuch und der Schriftzug darunter lautet *No es un sueño ... es real* (Es ist kein Traum ... es ist wirklich). Fast hätte ich es vergessen.

Möglicherweise waren das jetzt nicht die Weihnachtsgrüße, die man sich wünscht, aber Weihnachten ist ja ohnehin vorbei, alle dürfen also wieder aufwachen. Und bald steht das neue Jahr vor der Tür, das für mich persönlich ganz hervorragend beginnt, denn ich hole am 31.12. meine Schwester vom Flughafen ab, 2014 darf kommen!

In diesem Sinne hoffe ich, Ihr hattet ein friedliches Weihnachtsfest. Kommt gut ins neue Jahr! Ich freue mich natürlich IMMER von Euch zu hören.

Paz.
Eure Julie



„Es ist kein Traum ... es ist wirklich.“



Bethlehem Mission Immensee

Bethlehem Mission Immensee
 im RomeroHaus
 Kreuzbuchstrasse 44
 CH-6006 Luzern
 Tel. +41 (58) 854 11 00
 info@bethlehem-mission.ch
 www.bethlehem-mission.ch

Gemeinsam für eine bessere Welt

Die Bethlehem Mission Immensee (BMI) und ihre Allianzpartner E-CHANGER und Inter-Agire engagieren sich weltweit für Benachteiligte sowie eine ganzheitliche und nachhaltige Entwicklung. Die drei Organisationen entsenden Fachpersonen, die in Projekten von Partnerorganisationen in den Einsatzländern mitarbeiten. Partnerschaftlich arbeiten sie mit den Menschen in den Einsatzgebieten zusammen, sie leben an ihrer Seite und pflegen den interkulturellen Austausch im Alltag. So werden diese Menschen gestärkt, um einzeln und in Gruppen auf globaler und lokaler Ebene zu mehr Gerechtigkeit, Frieden und zur Bewahrung der Schöpfung beizutragen.

Rund 120 freiwillige Fachpersonen sind derzeit im Rahmen des gemeinsamen Programms von BMI, E-CHANGER und Inter-Agire in 13 Ländern Lateinamerikas, Afrikas und Asiens in der Entwicklungsarbeit tätig: in Bolivien, Brasilien, Burkina Faso, Ecuador, El Salvador, Kenia, Kolumbien, Nicaragua, Peru, in den Philippinen, in Sambia, Simbabwe und Taiwan. Durch Bildungs-, Sensibilisierungs- und Informationsarbeit in der Schweiz fördern die Bethlehem Mission Immensee und ihre Allianzpartner E-CHANGER und Inter-Agire solidarisches Denken und Handeln. Die BMI ist Trägerin des Bildungszentrums RomeroHaus in Luzern und Herausgeberin der Zeitschrift «WENDEKREIS». E-CHANGER gibt die Zeitschrift «COOPER-ACTION» heraus, Inter-Agire die Zeitschrift «CARTABIANCA».

Jede Spende zählt!

Die Bethlehem Mission Immensee deckt alle Kosten meines Einsatzes. Deshalb ist sie auf jede Spende angewiesen. Diese kommt vollumfänglich meinem Einsatz zugute. Spendenquittungen werden selbstverständlich ausgestellt.

**Für Deutschland: Bethlehem Mission Immensee e.V., Postbank Stuttgart,
 Konto-Nr. 0 011 587 700, BLZ 600 100 70, IBAN DE14 6001 0070 0011 5877 00
 Vermerk: Schlebusch, Juliette / Kolumbien**

